

Aus dem Idiotikon

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **24 (1940)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Landwirtschaft, daß „Tanner-Kübeli no im Braachmonet mit dem Herdöpfelbändli (halb voll Steckkartoffeln) dahar gnoppet“. Das Idiotikon erklärt in dem 1901 begonnenen 4. Band unter „Manet“, wie man neben Monet, Munet (Glarus), Monot (Wallis, Gurin — übrigens althochdeutsch) auch sagt: „Es mag beachtet werden, daß, während im Deutschen Reich trotz dem gegenwärtig herrschenden Purismus mit Vorliebe die lateinischen Namen beibehalten werden, die Schweiz bis in die neuere Zeit den alten Namen treu geblieben ist“.

Also, das Verständnis erhalten wollen wir für die ehrwürdigen alten Namen; wie aber können wir das anders, als indem wir sie bei passender Gelegenheit anwenden? Gewiß sind amtliche Aktenstücke und Geschäftsbriefe heute keine passenden Gelegenheiten, aber wenn z. B. am Kopf unserer „Mitteilungen“ steht: Jänner und Hornung, März und Ostermonat, Mai und Brachmonat, Heu- und Augustmonat, Herbst- und Weinmonat, Winter- und Christmonat, so ist von den je zwei Monatsnamen wenigstens einer sicher verständlich und der andere im Notfall daraus zu erraten. Würde unsere Jahresversammlung jeweilen besser besucht, wenn sie auf den Tag im Oktober oder November statt im Wein- oder Wintermonat ausgeschrieben würde? Oder sollten wir etwa die lateinischen Namen in Klammer dazu setzen und damitzugeben, daß wir die deutschen für unverständlich halten? Wer an unserer Gewohnheit Anstoß nimmt, bedenke, daß am Gegenteil vielleicht ebenso viele Mitglieder Anstoß nähmen, die nun einmal an den gemüthlichen, althheimischen, fast nur noch bei uns heimischen, nicht international gleichgeschalteten und darum um so heimeligern Namen ihre Freude haben, obchon sie sie selber im amtlichen oder geschäftlichen Verkehr nicht mehr benutzen.

Aus der Krankheitsgeschichte des Genitivs.

(Einige Proben aus Prof. Debrunners Vortrag, dessen Sonderdruck wir unsern Mitgliedern zu 20 Rp. abgeben und zum Ankauf lebhaft empfehlen.)

„Ungemüthlich sind unsern Zeitgenossen die pronominalen Genitive meiner, deiner, seiner, ihrer, unser, euer, dessen, deren. Sie helfen sich aus dieser Verlegenheit am liebsten dadurch, daß sie diese Form vermeiden. Aber dann und wann wird auch eine falsche Form gebraucht: wir wissen, daß unserer noch lange nicht genug sind (Mitteilung einer Volkshochschule), alles sittliche Handeln ist um seines selbst willen... zu tun (ein Theologe), ihnen noch einmal Erwähnung zu tun (Zeitung: dem Verfasser schwebte Geltung zu verschaffen oder zum Recht zu verhelfen o. ä. vor), drei Leitungen, mit Hilfe derer es gelang... (Ztg.), zwei Männer, bei denen auf den einen die Personalbeschreibung eines der Mörder Erzbergers paßt (Ztg.; des Verfassers Deutsch reichte offenbar nicht aus für die Wendung: auf deren einen), nach Öffnung aller Archive — auch deren in London und Paris (Studentenblatt; das demonstrative derer und das relative deren verwechselt).

Sobald die Satzbildung um den Genitiv herum etwas verwickelter wird, werden auch die Versager zahlreicher. Wenn der Genitiv durch eine Apposition oder ein gleichgeordnetes Glied erweitert wird, geht es leicht schief; es ist, wie wenn die gewaltige Kraftanstrengung, die man auf den richtigen Genitiv verwendet, eine schnelle Erschöpfung zur Folge hätte. Apposition: zuhanden der Assembly, einem Aus-

schuß erprobter Akademiker (Student). Gleichgeordnetes Glied: in den Landhäusern Berns und Umgebung (Ztg.), Ausbau der Verkehrsverhältnisse Stuttgarts und Umgebung (polit. Wochenblatt), bei allen Respirationsorganen Erwachsener und Kinder (Reklame einer chemischen Fabrik). Hier war Genitivendung unmöglich.

Einen ganz tiefen Einblick in die Nöte mit dem Genitiv gewährt folgendes ungewöhnliche Beispiel: ein schweizerischer Kollege schrieb vor zehn Jahren: dank von Abschwemmungen. Der Präposition dank gebührt natürlich der Dativ: dank dem Eingreifen des Vorsitzenden. Draußen im Reich gibt es aber Schulmeister und Fanatiker, die alle derartigen Präpositionen für den Genitiv reklamieren: trotz des Eingreifens, dank dieses Umstands, und es gibt biedere Schweizer, die ihr Sprachgefühl diesem Diktat unterordnen (ich sehe, daß auch die 10. Auflage des Wustmann, von 1935, gegen den Unfug des Genitivs bei dank auftritt, während sie bei trotz nur feststellt, daß der Genitiv das Gewöhnliche sei außer in trotzdem). So schwebte auch dem Kollegen vor: dank der Abschwemmungen; da aber von solchen noch nicht die Rede gewesen war, mußte er den Artikel weglassen und kam so nach der Regel „artikelloser Genitiv wird durch von mit Dativ ersetzt“ zu der Wendung: dank von Abschwemmungen.

(Zum Wesfall in der Schweizer Mundart bringt Debrunner zunächst Beispiele aus Szadrowskys Aufsatz über die Walser Mundarten in Graubünden, wo der Wesfall noch viel lebendiger ist als in den übrigen Mundarten („dr Gruobere hüüret = die Ehe der [Eheleute] Gruber; „es ist fen zfuule gsin“ = er ist seiner [dazu] zu faul gemesen; def chauft au = dessen [davon] kaufe ich auch). Einiges derartige hat sich auch im Emmental und Berner Oberland erhalten; so sagt Stucki in seinem Abriss einer schweizerdeutschen Grammatik: „Bernisch sind Wendungen wie: het's=ere no? gibt's noch deren = [davon]? Ja, es het [=ere]; i han=ere [oder haa=re] no mee, ich habe [davon] noch mehr; i ha=si no mee [si eig. ‚sein‘, dessen].“ Daran knüpft Debrunner an.)

Dieses =ere ist mir aus Bern gut bekannt, aber =si habe ich nie gehört. Dafür ist zuzufügen das geläufige kchener (es het kchener mee), ferner ein miner, diner usw. Das sind alte Genitivformen „partitiver“ Bedeutung; sie werden aber, soviel ich weiß, nur im Sinne des Nominativs und Akkusativs gebraucht: gimmer na mee boone! — s'het kchener mee, nei, i gib der kchener mee (also Akk.); miner boone si guet (also Nom.). Aber nun zeigt sich wieder die Krankheit des Genitivs: Wenn ich sage: gimmer na mee chääs, so kann die Antwort nicht mit diesem partitiven Genitiv gegeben werden, sondern i gib dr kchene mee; und mi chääs is guet verlangt auch den Nominativ. . . . Und wie steht's mit jenem Wörtchen =ere? Natürlich gilt es für die Mehrzahl, also het's no boone? — s'het=ere no. Aber auch: het's no milch? — s'het=ere no? Und wo sagt man noch i ha=si no mee auf die Frage hesh no chääs oder broot?

Aus dem Idiotikon.

119. Hest. Huber & Co., Frauenfeld.

Was denken wir, wenn wir den Namen des Scalettapasses hören? Was wir dabei denken können, sagt uns eine Beschreibung des Bündnerlandes von 1606; denn das ist „ein Ort, das wegen der eingehauenen Stafflen in den Felsen

Scala oder Scaletta, das ist zue der Stiege oder Leiter, genent wirt". — Stogle oder stügele heißt stolpern; ein Schaffhauser Sprichwort sagt: „Besser mit de Füeße stügele als mit der Zunge“. Ein heilpädagogisches Rezept von 1863 lautet: „Wenn öpper stagglet, so sell-er no em Tränke von-ere Chue oder vo-me Roß unger de drei höchste Nämme drei Schlick Wasser us em glüchlige Brunntrog trinken und 's Staggelle vergot“. Sehr kinderfreundlich klingt eine kirchliche Anordnung von 1668 aus Zürich, daß stackelnde Kinder „des Aussagens in der Kirche entlassen werden“. Dagegen verlangt eine Rülchberger Schulordnung von 1643 (nach G. Binder), daß die Schüler die vorgeschriebenen Übungen ohne „Stagglen und Gagen“ aussagen. Eschmann erzählt von einem Berauschten: „Er stagglet fest und bhanget wüest mit der Zunge“. — Nicht allgemein bekannt ist „stüke“ für scheuchen. Von den Schwalben sagt Reinhart, sie haben „under jedem Dach, wo-nes hilmigs (windgeschütztes) Plätzli isch, ires Husrecht, und es darf si niemer stüke“; von einem Schuljungen erzählt er, er habe „asoh hüle wie-ne gstückte-nige Hund“. Weit aus den größten Teil des Heftes nehmen die Wörter stecke und Stecke mit ihren Zusammensetzungen ein. Am 8. März des Hungerjahres 1817 hat man in Zollikon „den Gemeindsleuten Erdäpfel ausgeteilt zum Stecken; es wurden aber die meisten geessen“. Im Oberaargau sagt die Kartoffel zum Bauern: „Steck-du mich so früe du wit, vor em Maie chumm-der nit“. Eine verbreitete Redensart lautet: jemand „de Rigel“ oder „de Nagel stecke“. Freundschaftlich ist es, wenn man einem „en Meie steckt“; so wird aus Sempach berichtet: „Am Vorabend des Maitages werden die Miststöcke schön in Ordnung gebracht. In der Nacht pflanzt dann der Liebhaber einen grünen Strauß an einem Stabe darauf. Am Morgen ist ein großes Wundern, wer den schönsten Meie bekommen habe“. In ironischem Gebrauch bedeutet die Redensart: heimzahlen, zu Leide tun. Erraten muß der Unkundige den Sinn der Wendung, wenn bei Gotthelf ein Mann zu seiner Frau in der Erwartung hoher Gäste sagt: „Gib was du hast (den Gästen zu essen) und zum Reste laß ich einen Stecken stecken“; es ist ein Ausdruck der Gleichgültigkeit gegen etwas Geringes, Unbedeutendes oder Unbefriedigendes, dem man, um es sichtbar zu machen, wie einer Pflanze mit einem Stecken mehr Halt oder besseres Aussehen geben möge. Stecke heißt auch ein heimliches Geben; so hat bei Balmer ein geldbedürftiger Student „doch nit gnuet mit dem, wo der im schicket und stecket“. Weniger freundlich ist der häufige Gebrauch von stecken im Sinne von schlagen. Im Glarnerland sagt man spaßweise beim Vorübergehen zu einem Arbeiter, der etwa einen Stein zerschlägt oder einen Keil ins Holz treibt: „Stegged-em, es ist e Matter“, eine Erinnerung an die Schlägereien der Nachtbuben von Matt und Engi. Das Hauptwort Stecke bietet eine solche Fülle sprach- und volkskundlicher Merkwürdigkeiten, daß wir seine Betrachtung aufs nächste Mal verschoben müssen.

Büchertisch.

Prof. Dr. phil. Otto von Greyerz zum Gedächtnis. († am 8. Januar 1940.) 32 Seiten mit 3 Bildern. Brosch. Fr. 2. 25. Verlag A. Francke A.-G., Bern.

Diese kleine Erinnerungsgabe bewahrt uns ein Bild vom Menschen und Gelehrten Otto von Greyerz, ja sie verdeutlicht uns gerade diese Einheit. Pfarrer Karl von Greyerz, der Bruder des Verstorbenen, führt uns in seinem schönen Abschiedswort auf den tiefen sittlichen Kern hin, der seinem Leben und Wirken innewohnte, und der sich gerade in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit fruchtbringend auswirkte. Seine

Arbeit war Dienst an der Sprache, an der Seele seines Volkes. Prof. Dr. Heinrich Baumgartner umreißt in seiner Ansprache — gehalten an einer Gedächtnisfeier im Berner Stadttheater — die wissenschaftliche Leistung des Verstorbenen; „Sprache — Dichtung — Heimat“: so hieß sein Hauptwerk, und um sie kreisten seine Gedanken, seine Bemühungen und Leistungen. Mit einem herzlichen Nachruf gedenkt Simon Gfeller des Freundes und unermüdbaren Förderers. — Vom Verstorbenen selbst sind neben zwei Gedichten ein Abschnitt aus dem letzten Vortrag wiedergegeben, „Menschenbildung durch Sprachbildung“, Worte, die Otto von Greyerz gesprächsweise als sein Testament bezeichnet hat. Sie enthalten Sinn und Bedeutung seines Lebenswerkes: Dienst am Wort, das die Menschen zu erziehen und bilden berufen ist. Drei Bilder schmücken das Bändchen; sie zeigen uns den Knaben, den Dreißigjährigen und das vertraute Gesicht des alten „Professors“.

Wir wollen frei sein. Ein vaterländisches Brevier. Herausgegeben von Adolf Guggenbühl und Georg Thürer. Schweizer Spiegel Verlag. 64 S. Geb. 2 Fr. 60 Rp.

Ein guter, höchst zeitgemäßer Gedanke, die Kernworte unseres Bundes zusammenzustellen. Die Sammlung beginnt mit dem Bundesbrief von 1291 und dem edeln Armeebefehl Dufours vom 22. November 1847 und bringt, äußerlich in bunter Folge, innerlich aber nach den einzelnen Sätzen von Schillers Rüttschwur geordnet, Stellen aus Chroniken (Tell nach Tschudi), Geschichtsschreibern (Dehli über St. Jakob), Geschichtenerzählern (v. Lavel über Bruder Klaus), Worte bedeutender Eidgenossen (Zwingli, Pestalozzi, Gotthelf, Keller, Hilt) zu Fragen des Staatslebens. Einige „Stimmen aus dem Volke“ (aus einer Rundfrage des „Schweizer Spiegels“) nehmen sich im Kranze der meist ansehnlichen Namen gut aus. Alles kurz, jedes Stück für sich allein verständlich und genießbar, zu Gedanken und Gesprächen anregend. Zwischen hinein einige Gedichte und Bilder. Daß der zweite der Herausgeber sein Gedicht „Schweizer Leben“ aufgenommen hat, wird man begrüßen; daß der andere, Guggenbühl, in der ansehnlichen Gemeinde auch vertreten sein wollte, ist vielleicht menschlich zu begreifen; sein Beitrag über „Demokratie im Alltag“ ist aber das schwächste Stück. Er bekämpft wieder einmal die „restlose Kulturgemeinschaft“ der deutschen Schweiz mit dem Reich, die es gar nicht gibt und die niemand will; es gibt nun mal Leute, die gern gegen Windmühlen kämpfen; man kommt sich doch tapfer vor dabei. Oder ist es je einem Schweizer eingefallen, seinen Landsmann mit „Heil Etter!“ oder „Heil Pilet-Golaz!“ zu begrüßen? Oder besteht Gefahr, daß unsere Architekten „bessere Mietshäuser“ bauen mit zwei Treppenhäusern, einem pompösen, „nur für Herrschaften“, und einem einfacher ausgestatteten für die Nicht-Herrschaften? Übrigens ist das auch in Deutschland nicht so allgemein üblich, wie G. zu glauben scheint. Wir hätten dem Verfasser bessere Beispiele für Alltagsdemokratie liefern können. Sind etwa die „Menus“ der „besseren Gasthäuser“ demokratisch? (S. den Beitrag „Kauderwelsche Speisekarten“ in Nr. 1/2.) Oder ist etwa die üblich gewordene Unterscheidung von „Tanzen“ und „Dancing“ demokratisch? Was hat Gottfried Keller gedacht und gesagt über die „Demokratisierung“ so alltäglicher Wörter wie Papa und Mama? — Abgesehen von dieser Einzelheit ein sehr schätzenswertes Büchlein, als Geschenk für junge Schweizer geeignet, aber auch für jede Hausbücherei. Ein Inhaltsverzeichnis wäre bequem.

Briefkasten.

H. E., J. Sie nehmen Anstoß daran, daß sich der Sprecher der schweizerischen Depeschagentur im Nachrichtendienst des Rundspruchs so häufig der Möglichkeitsform, des Konjunktivs bediene, wo die